

Universitäts- und Ordinationsgottesdienst  
Quasimodogeniti, 28. April 2019, Universitätskirche St. Pauli, 11h  
Prof. Dr. Roderich Barth – *Es gilt das gesprochene Wort*

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Liebe Universitätsangehörige, liebe Studierende, liebe Gottesdienstbesucher hier in St. Pauli,

wann waren sie zum letzten mal glücklich? – Und damit meine ich nicht:  
Wann haben sie das letzte mal Glück gehabt? – etwa, weil eine Unachtsamkeit von ihnen hätte schwerwiegende Folgen haben können und diese Konsequenz nur durch Zufall oder die Achtsamkeit Anderer abgewendet wurde. Ich meine auch nicht, wann ihnen zum letzten mal etwas unverhofft zugefallen ist, was sie sich gar nicht verdient hatten.  
Nein ich meine: wann waren sie zum letzten mal so *richtig* glücklich!

Sie finden meine Frage aufdringlich? Bringe ich sie gar in Verlegenheit?  
Dann darf ich mich vielleicht mit einer Erinnerung an die alteuropäischen Wurzeln der Glücksvorstellung entschuldigen. Denn von den alten Griechen bis zu Augustinus war man sich einig: Glück ist der Name für das, wonach schlechterdings *alle* Menschen streben. Der Name für das, was für alle das höchste Gut und Ziel ist. Sein Besitz macht unser Leben zu einem *guten Leben*, so hat es schon Aristoteles formuliert. Und heute kennt man es auch als *sinnvolles* Leben.

Meine Frage nach ihrem Glücklichsein ist doch also gar nicht so schlimm! Sie zielt auf etwas ganz Menschliches, ja Allzumenschliches. Aber mit meiner Entschuldigung habe ich im Grunde genommen auch verraten, warum meine Frage irgendwie doch distanzlos wirken muss. Denn wenn mit dem Glück so etwas wie eine unser Leben als Ganzes betreffende Erfüllung gemeint ist, dann ist es natürlich nicht nur frech und unangemessen, lapidar eine solch grundsätzliche und das Leben bilanzierende Frage zu stellen, sondern sogar unsinnig, sie auch noch *so* zu stellen, wie ich das getan habe. Denn meine Frage danach, *wann sie zum letzten mal* glücklich waren, insinuiert ja, man könne das Glück gleichsam datieren und portionieren. Das Glück wäre dann etwas ganz Unbeständiges, das mal kommt und wieder geht.

Aber! – so könnte ich wiederum einwenden – wenn denn das Glück unser Leben zu einem guten Leben machen soll, dann muss es sich doch irgendwie auch *in* unserem Leben zeigen, erfahrbar sein und uns erfüllen. Und – so argumentiere ich weiter – sprechen wir denn nicht auch von *Glücksmomenten*, in denen sich diese Erfüllung in einer konkreten Situation und in einem Gefühl von Leichtigkeit und Unbeschwertheit zumindest augenblickhaft manifestiert? Denken sie etwa an Momente erfüllter Zweisamkeit oder an das Gelingen von etwas, in das wir uns lange und ganz investiert haben.

Damit würde ich mich aber doch – so könnten jetzt sie, inzwischen erholt von meiner anfänglichen Überrumpelung, einwerfen – einer romantischen und naiven Schwärmerei hingeben. Bei Lichte besehen und nüchtern beurteilt, offenbaren doch gerade die vermeintlichen Glücksmomente die Täuschung, die in einem sehnsüchtigen Glücksstreben liege. Denn zeigt nicht alle Erfahrung, dass in dem Augenblick, in dem sich das jeweils als Erfüllung unseres Glücks Ersehnte einstellt, es dann schlagartig und regelmäßig seinen Reiz verliert und Mühsal und Last des Alltags unweigerlich zurückkehren. Das Glück also, wenn es das denn überhaupt gibt, ist jedenfalls eine äußerst flüchtige Angelegenheit. Und, um noch eines drauf zu setzen, könnten sie mich an die Lebensweisheit

erinnern, die Ps 90 über das Leben bereithält: »Und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen (V. 10)!«

Gut, sage ich, da fällt mir erstmal nichts mehr ein, und ich suche Zuflucht bei unserem heutigen Predigttext im 1. Petrusbrief, im ersten Kapitel, Verse 3–9:

*(3) Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner reichen Barmherzigkeit von neuem zu lebendiger Hoffnung gezeugt hat durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, (4) zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, verwahrt in den Himmeln für euch, (5) die ihr in Gottes Macht behütet werdet durch Glauben zu dem Heil, das bereit steht, um offenbart zu werden am Ende der Zeit. (6) Dann jubelt ihr, jetzt für kurze Zeit – wenn nötig – betrübt in mancherlei Anfechtungen, (7) damit sich die Echtheit eures Glaubens herausstellt, die viel wertvoller ist als das Gold, welches, obschon vergebend, sich ebenfalls durch Feuer als echt erweist – zu Lob und Herrlichkeit und Ehre bei der Offenbarung Jesu Christi. (8) Ihn liebt ihr, obgleich ihr ihn nicht gesehen habt; an ihn glaubend jubelt ihr mit unaussprechlicher und verklärter Freude, obgleich ihr ihn jetzt nicht vor Augen seht, (9) und erlangt so das Ziel eures Glaubens, das Seelenheil.*

›Jetzt‹ – werden sie vielleicht denken – ›will er uns ablenken. Wir haben ihn beim Thema Glück in die Enge getrieben und jetzt weicht er aus, flüchtet sich in Theologie.‹ Ich gebe zu, dieser erste Eindruck ist kaum zu vermeiden, aber ich verspreche ihnen, das ist keine Ausflucht. Denn in unserem Predigttext geht es genau um unser Thema, auch wenn der Verfasser des Briefes, der nach allem, was wir wissen können, nicht Petrus, der Jünger Jesu war, sondern sich nur in dessen Tradition stellte, sein brieferöffnendes Gotteslob in verschachtelte Sätze packt und dabei nicht *einmal* das Wort Glück verwendet. Ein Hauptmotiv unseres Textes ist dagegen die Neuzeugung oder, wie andere Übersetzungen sagen, die Wiedergeburt. Als eine solche Neugeburt hat man auch die Taufe verstanden. Und deswegen ist er heute Predigttext: Quasimodogeniti, wie die Neugeborenen, so der Name, den der erste Sonntag nach Ostern erhalten hat, weil man im frühen Christentum an Ostern taufte und die Täuflinge noch eine Woche ihre weißen Taufgewänder trugen. Dominica in albis, weißer Sonntag, heißt er daher auch in der katholischen Liturgie.

Doch die Erinnerung an die Taufe steht in unserem Briefftext allenfalls im Hintergrund. Das eigentliche Thema ist die Qualität des durch Gottes Barmherzigkeit geschenkten neuen Lebens der Christen. Und der Verfasser schildert es seinen Adressaten als ein erfülltes, als ein glückliches Leben. Anstelle des Glücksbegriffs allerdings verwendet unser Briefschreiber einen anderen und neuen Begriff, einen Begriff, der hier erstmals überhaupt in dieser Form in der antiken Literatur begegnet: es ist der Begriff des *Seelenheils* – ich zitiere noch einmal den letzten Vers: »und ihr erlangt so das Ziel eures Glaubens, das Seelenheil.« Es geht also in unserem Text um das Heil der Seele oder, wie Luther übersetzen kann, der Seelen Seligkeit. In unserem Wort der Glückseligkeit haben sich beide Traditionen förmlich vermischt.

Bevor wir uns anschauen, wie unser Briefschreiber vom Seelenheil spricht, lässt sich aber noch fragen, wie er überhaupt auf dieses neue Glückswort gekommen ist und welchen Akzent er damit auf das Glück setzt. Das ist umso wichtiger, weil viele Theologinnen und Theologen noch heute von einer Ideologie des vergangenen Jahrhunderts verblendet sind und diese wundervolle Vorstellung vom Heil der Seele für unchristlich halten und diese dann einfach aus ihren Übersetzungen ausmerzen. Dabei ist dem Verfasser mit seiner Wortschöpfung eine geniale Kultursynthese gelungen – *auf der einen Seite* stehen nämlich die Traditionen der sokratischen Sorge um die Seele, als eines vielgliedrigen Gespanns, das uns Menschen lebendig macht, uns aber auch in himmlische Sphären emportragen und unserem Leben so ein göttliches Ziel geben kann – *auf der anderen Seite* stehen die hebräischen Traditionen der *nefesh baja*, der lebendigen und nach Gott dürstenden Seele, für deren

Bewahrung gerade Jesus kräftige Bilder prägt. Beide Traditionen fügt unser Verfasser also in diese Vorstellung vom Heil der Seele zusammen, und macht damit deutlich, dass das allgemeine Glück – ich kann es nicht besser formulieren als der Kulturphilosoph Georg Simmel vor 116 Jahren – »in dem Herausringen dessen ruht, was ein jeder als sein Eigenstes, in der Idee schon Wirkliches, aber noch unrein Gestaltetes in sich birgt.«

Aber das wird jetzt zu philosophisch, hören wie lieber, wie unser Briefschreiber davon spricht, denn dann zeigt sich: Das Heil der Seele ist ganz konkret und präsent, denn es zeigt sich in Gefühlen. Unser Predigttext wimmelt förmlich von Gefühlen: Hoffnung, Freude, Traurigkeit, Liebe. Das Heil der Seele ist also keinesfalls bloß irgendein Zustand im Jenseits, sondern es manifestiert sich in dieser Welt und mit affektiver Wucht. Dieses Glück erfahren wir also mit allen Sinnen und von ganzem Herzen. Die für das Heil der Seele bestimmenden Gefühle sind nun vor allem die Freude und die Hoffnung. Im Sinne unseres Briefschreibers hätte ich also meine anfängliche Frage auch so stellen können: Wann haben sie sich das letzte mal so richtig gefreut oder waren guter Dinge? Aber unser Briefschreiber, ich nenne ihn jetzt der Einfachheit halber Petrus, hat offenbar weder eine gewöhnliche Freude noch eine gewöhnliche Hoffnung vor Augen, sondern sieht sich genötigt beides näher zu beschreiben. Er spricht von einer »*lebendigen* Hoffnung« und von einer »*unaussprechlichen* und *herrlichen* Freude«.

Man ist vielleicht versucht, sich diese Gefühle, die wir ja alle in der einen oder anderen Form schon einmal erlebt haben, irgendwie in Rein- oder Bestform vorzustellen. Allein, eine solchermaßen *ungetrübte* Freude und Hoffnung scheint Petrus gerade nicht im Sinn gehabt zu haben. Denn ausdrücklich weist er daraufhin, dass diese lebendige Hoffnung und unaussprechliche Freude mit Momenten der Traurigkeit und des Leidens zugleich bestehen, ja förmlich durch sie veredelt werden sollen. Und dabei hatte er die ganz konkreten Bedrohungen und bisweilen blutigen Ausschreitungen vor Augen, denen seine Adressaten als eine religiöse Minderheit in der römischen Provinz Kleinasien – Petrus nennt sie in seinem Brief förmlich »die Fremden« – am Ende des 1. Jahrhunderts unserer Zeit ausgesetzt waren. Und denken wir an Sri Lanka am Osterwochenende, an Christchurch in Neuseeland, an die Synagoge in Pittsburgh oder den Nachtclub in Orlando, um nur einige der jüngsten Massenmorde gegen nicht nur religiöse Minderheiten zu nennen, so scheint sich Geschichte auf erschütternde Weise zu wiederholen und dieser Brief aus der Zeit des römischen Imperiums wird ganz aktuell.

Umso mehr aber stellt sich die Frage: Was kann Petrus mit lebendiger Hoffnung und unaussprechlicher Freude nur meinen? Zunächst einmal ist dabei auf eine Besonderheit unseres Seelenlebens zu achten, um dessen Bewahrung und Heil es ja gehen soll. Ein Zugleich entgegengesetzter Gefühle wie Traurigkeit und Freude ist nämlich nur oberflächlich betrachtet ein Widerspruch. Es kommt vielmehr öfter, als wir vielleicht denken, zu Überlagerungen und Schichtungen in unserer Seele. Das geschieht z. B. dann, wenn der Wechsel der Gefühle von einer Grundstimmung umgriffen wird, die unserem Erleben gleichsam einen Grundton verleiht. In der traurigen Stimmung der Wehmut etwa können wir durchaus auch freudige Momente erleben, die dann eine melancholische Färbung bekommen. Eine andere Stimmung, die Martin Luther förmlich mit dem Glauben hat identifizieren können, ist dagegen die Zuversicht. Sie kann sowohl als eine bestimmte Gestalt der Freude als auch der Hoffnung verstanden werden – gleichsam als eine von der Sorge um den Erfolg befreite und insofern freudige Hoffnung. Als ein zuversichtlicher Grundton unseres Erlebens vermag sie dann auch Momente von Traurigkeit zu umgreifen, ja sie wird förmlich erst an derartigen Widerständen lebendig. Diese Stimmung oder innere Haltung der Zuversicht ist also keine pausbäckige Freude und auch keine Hoffnung auf ein Schlaraffenland im Jenseits – sie ist

vermutlich genau das, was Petrus mit seiner lebendigen Hoffnung und verklärten Freude vor Augen hatte.

›Doch‹ – so höre ich die eine oder den anderen von ihnen denken – ›genügt das schon?‹ Muss denn nicht gerade angesichts der oben genannten Ereignisse in der Welt jede Zuversicht vergehen? Ja, liebe Gemeinde, es wäre naiv, das zu bestreiten. Und unser Petrus ist wohl der letzte gewesen, der nicht um die Riskiertheit eines zuversichtlichen Vertrauens gewusst hätte. Denn wäre diese konkrete Gestalt des Seelenheils selbstverständlich und gänzlich ungefährdet, so hätte er sicherlich nicht einen ganzen Brief dieser lebendigen Hoffnung gewidmet. Dabei sieht er sich genötigt, seine Adressaten an Jesus Christus zu erinnern – und er sagt auch warum: weil sie keine Zeitzeugen Jesu waren und weil sie auch keine unmittelbare Erscheinung von ihm haben: ›Ihr habt ihn nicht gesehen und ihr seht ihn jetzt nicht.‹ Auch hier geht es uns also wieder ganz und gar so wie diesen ersten Christen in Kleinasien. Doch diese Abwesenheit Jesu hindert die Adressaten des Petrus nicht und muss auch uns nicht hindern, sich ein Bild von ihm zu machen und ihn auf diese Weise gleichsam in sich aufzunehmen. Petrus spricht hier überschwänglich von dem Einigungsgeschehen der Liebe, das aus Jesus Christus den ›Bischof der Seelen‹ macht.

Warum aber kann uns diese von Petrus empfohlene Aneignung des Bildes Jesu zur Zuversicht verhelfen? Wie wird er zum Bischof unserer Seelen? Das versteht man vermutlich nur dann, wenn man sich darauf einlässt. Denn dann breitet sich in der eigenen Seele das Bild einer sich ganz und gar in Gott geborgen wissenden und aus diesem Vertrauen freie Zuversicht schöpfenden Seele aus; einer Seele, der nichts menschliches fremd war, die alle Nöte und Anfechtungen kennen gelernt hat, denen wir je begegnen könnten, und die sich selbst in der Hingabe an den väterlichen Willen vollendet hat. ›Wer seine Seele verliert, der wird sie gewinnen‹, so hat es Jesus selbst in ein paradox anmutendes Bild gegossen und darin aber nur das zum Ausdruck gebracht, wofür er mit seinem Leben stand: Die Bewahrung des eigenen Selbst, das Heil der individuellen Seele ist ekstatisch, es gelingt gerade dann, wenn wir uns selbst überschreiten im Vertrauen darauf, dass wir Kinder Gottes sind oder – um noch einmal unseren Predigttext zu zitieren – für uns ein ›unvergängliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbe im Himmel verwahrt ist.‹

Nun denken sie vielleicht: also doch ein romantischer Schwärmer? Es mag sein und ich will dem auch gar nichts mehr entgegensetzen, sondern mit der Erinnerung an ein paar ganz individuelle Glücksmomente schließen, die ein schwacher Abglanz jenes Urbildes sein könnten: So ist meine Seele nicht selten ganz bei sich und erfüllt, wenn sie aufgeht in den Klängen der Musik, die ich etwa hier oder drüben im Gewandthaus erleben darf. Oder wenn der Blick in die Stimmungsbilder einer unverbauten Landschaft schweift. Auch ein gelingendes Gespräch, gleichsam die Symphonie der Gedanken ist ein Beispiel für dieses ganz Bei-sich-sein im Über-sich-hinaus-sein. Und wenn ich heute hier im Talar meines Großvaters stehe und von ihnen in das Amt berufen werde, so überschneiden sich in meiner Seele gleich mehrere Kreise – und wenn sich nachher die Aufregung legt, werde ich glücklich sein. Zuletzt ist noch einmal an den Namen unseres heutigen Sonntags zu erinnern, der übrigens ebenfalls auf eine Formulierung des an wundervollen Metaphern so reichen 1. Petrusbriefs zurückgeht. Unabgekürzt heißt es dort ›quasimodo geniti infantes‹, also wie die neugeborenen Kinder. Und ja, den ekstatischen Charakter des Heils der eigenen Seele, erfährt man den nicht zunächst distanziert, dann aber unweigerlich mitgerissen, wenn man das Glück ganz weltvergessen spielender Kinder erlebt? Und muss es uns dann nicht umso mehr anfechten, wenn heute nicht das Spiel, sondern die Sorge unsere Kinder auf die Straße treibt?

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen